

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 1

Artikel: La Svizzera prepara la guerra : (Die Schweiz rüstet zum Krieg)
Autor: Gamper, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

menden Knecht zu verfolgen, sich plötzlich eines anderen besann und den Birnbaum mit dem Hintermann ins Auge faßte, da kletterte der Widler-Christen wie ein Wiesel behende auf den Baum. Unterdessen hatte sich auch Schlatt-Hannes von seinem Schrecken erholt und angesichts der großen Gefahr alle Hemmungen und Antipathien vieler Jahre blitzschnell überwunden — er steuerte ebenfalls, so schnell ihn seine Beine trugen, dem Rettungsbaume zu. Der Nachbar rief vom sichern Post aus dem vom Stier Bedrohten zu, streckte ihm seine Hände entgegen und kam dem den Baum erkletternden Nachbar zu Hilfe. Der Ochse, mit hochgestelltem Schwanz, wutschnaubend und mit vorstehenden Augen, stieß mit seinen Hörnern an den Baum und fing dann an, unter dem Baum die Erde aufzuwerfen, daß die Erdschollen weit im Bogen davonflogen.

„Oh du, verflucht, das hätte jetzt böß gehen können,“ sagte Hannes, als er endlich die Sprache wieder gefunden hatte. „Der verdammte Ochse hatte vorher nie solche Mucken gezeigt, und jetzt.“

Was jetzt zu geschehen hatte, das wußten fürs erste die zwei vorher feindlichen Nachbarn auf dem Baume auch nicht. Von ihrem erhobenen Standpunkt oder Sitzpunkt aus — sie saßen beide in der Astgabel des Birnbaumes — schauten sie mit Unbehagen dem wütigen Treiben des Ochsen zu. Wie lange sie selbender in dieser Stellung auszuharren hatten, konnten sie nicht voraussagen. Dem Ochsen unter dem Baum war nicht mehr zu trauen, und der Abstieg vom Baum bedeutete eine Lebensgefahr. Trotz der ungefreuten Situation gewann beim Schlatt-Hannes der Humor die Oberhand. Er lachte schalkhaft seinem Nachbar zu: „Du, Ehrigu — weißt was, es isch

ume läß, daß nit o no grad üsi Wyber mit e-n-nang hei müesse uf dä Boum ue chlätttere —, so chönnte mir grad alli mit e-n-nang wieder z'friede wärde...“

Auch bei Ehrigu ging allmählich für die Komik seiner Lage ein Lampenlicht auf.

„He ja, süsch seit me gäng, dumm wie-n-e Ochse, aber dä da nide, de hett üüs zweene dr Meister zeigt. He nu, Hannes, vo mir uus söll alles vergässe sy, und i will als Nachbar wieder tue, wie-n-es öppe dr Bruuch isch.“ „Un-i o, Christe, do hesch d' Hang druuf.“ Kräftig schüttelten sich die zwei Bauern auf dem Baum die Hände. Sicher haben die Engel im Himmel gelacht über diesen neuen, festgegründeten Frieden auf Erden. Alle Leute, die die seltsamen Umstände dieser Versöhnung erfahren hatten, lachten herzlich mit.

Der Ochse, der dieses Wunder der nachbarlichen Versöhnung zuwege gebracht hatte, hatte sich durch eine Viehherde in der Ferne von seiner Wut ablenken lassen und war den Röhren gefolgt. Seither ist Frieden und Eintracht zwischen den zwei Nachbarhäusern. Auch die Frauen sind besonders glücklich, daß ihre beiden „Mannen“ so unverfehrt davongekommen sind. „Herr-je, Witfrauen könnten wir sein,“ sagt Schlatt-Hanessens Frau jedesmal mit dankbarem Gemüt, wenn sie mit der Nachbarin auf die Ursache der günstigen Wendung ihrer nachbarlichen Beziehungen zu reden kommt. Und die andere, Widler-Christens Brene, mit einer etwas philosophischen Alder behaftet, sagt: „Der Donner Gottes (was der Furcht vor einem wütenden Ochsen gleichkommt) sprengt Herzen auf und macht sie weich.“

Elisabeth Segesser.

La Svizzera prepara la guerra.

(Die Schweiz rüstet zum Krieg.)

Das alte Küstenschiff hatte sich verspätet, nachdem es, um Fässer an Bord zu nehmen, in den glühenden Mittagsstunden überlang vor Marsala gelegen. Als es träge im Hafen von Trapani einlief, stach der mit Tunis verkehrende Dampfer soeben in See.

Ungewöhnlich ermattet, verfiel ich im ersten besten Albergo einem dumpfen Traumschlaf und fühlte mich am folgenden Morgen krank. Dennoch stand ich auf. Aber es trieb mich zu nichts, den ganzen Tag brachte ich im verschatteten Mauerhof zu, unterworfen einer bisher ungekannten Gleichgültigkeit. Ruhe, Schatten, Schlaf

schienen mir einzig erwünscht. Als gegen Abend mein Zustand sich verschlimmerte, begann ich zu fürchten, daß er eine Folge meiner rücksichtslosen Sonnentwanderungen sein möchte, eine Folge auch unvorsichtigen Trinkens aus Zisternen. Hatte ich nicht in der Nähe der Zyklopeninseln einen völlig verrosteten Eimer aus der Tiefe gezogen und daraus verdorbenes Wasser getrunken?

Am zweiten Morgen wurde mir das Aufstehen noch schwerer. Schleppenden Ganges erreichte ich die Gaststube. Dort saß ich lange vollkommen willenlos, ließ mein Frühstück unberührt und starrte zum Fenster hinaus, durch das man einen

schmalen Streifen schwarzblauen Meeres erblicken konnte. In jener Richtung mußte die tunesische Küste liegen, an der ich wohl nicht mehr landen würde. Noch hatte ich drei Tage zu harrren, bis zur nächsten Ausfahrt eines Dampfers. Es dämmerte mir auch auf, daß mit sechzig Lire in der Tasche keine großen Sprünge mehr zu machen seien. Und dennoch! Irgendein geringfügiger Anlaß hätte noch einmal ungestüme Reiselust in mir erweckt. Aber ein solcher Anlaß sollte in anderem Sinne wirken und mich in raschestem Tempo die Heimkehr vollbringen lassen.

Ich hörte die gellende Stimme eines Zeitungsverkäufers. Nun blickte er durchs Fenster herein und warf mir auf meinen Wink eine Zeitung zu. Mühsam suchte ich zwei Soldi hervor, entfaltete das Blatt und stieß sogleich auf eine dickgedruckte Überschrift: *La Svizzera prepara la guerra contro l'Italia*.

Ungläubig zuerst, las ich immer eifriger und gewann den Eindruck, daß es sich wirklich um die Gefahr eines Kriegszustandes handle. Was da mitgeteilt war, tönnte mir in der mit Wohlklang getränkten Sprache Italiens wie ein volles Orchester entgegen. In der Muttersprache hätte ich wohl nur ein einziges Instrument vernommen. Trompeten schmetterten Aufgebot, Trommelwirbel ließen schon die Marschkolonnen anrücken.

Mein Entschluß war im Handumdrehen gefaßt. Addio Afrika und all ihr südlichen Glücksreisegüter! Jetzt gab es nur das eine, am Tage der Entscheidung in Reih und Glied zu stehn. Sogleich verschaffte ich mir Kenntnis vom Kurs eines Dampfers nach Neapel und hatte das Glück, in wenigen Stunden mich zur Abfahrt bereit machen zu können.

Der Wirt, mit dem ich über die Lage sprach, lobte meine Vaterlandsliebe. Es tat seiner Lebenswürdigkeit gegen mich nicht den geringsten Abbruch, daß ich eigentlich schon als sein Landesfeind erschien. Er bediente mich im Gegenteil noch aufmerksamer, holte seinen köstlichsten Wein, hielt mich frei und stieß mit mir auf ein Wiedersehen an.

Während ich zum Hafen eilte, lag mir der Name Silvestrelli im Ohr. Ihn hatte der gute Padre immer wiederholt, als ob von dem Manne, der diesen Namen trug, der Krieg abhinge. Erst später erfuhr ich umständlich, daß es der italienische Gesandte in Bern gewesen, durch dessen Haltung in der Tat eine gefährliche Spannung

im Verhältnis der beiden Staaten entstanden war.

Von frischer Seeluft angeblasen, fühlte ich mich wieder gesund, genoß den Anblick der nahen Küste, bewunderte den Glanz des Meeres. Aufs neue verzaubert, begrüßte ich Palermo, das wir mittags ein Uhr anliefen, und keine Mitteilung konnte mir erwünschter sein als die, daß hier ein Aufenthalt von sechs Stunden gemacht werde. Ich begab mich in die verheißungsvolle Stadt. Krieg und Kriegsgeschrei war vergessen.

Auf keinen Fall durfte Monreale versäumt werden. Ich fuhr, so knapp auch die Zeit bemessen war, zu der berühmten Kirche hinaus, empfand die Weihe jenes Heiligtums, prägte in mein Gemüt sein feierliches Gold. Nachdem ich die Kirche verlassen, konnte ich den Garten einer nahen Osteria nicht meiden, der mit Ausblick auf Stadt und Meeresbucht zu lieblicher Rast verlockte. Schönheit und Poesie hatten leichten Sieg. Sorglos sah ich mein Schiff dem Hafen entgleiten und pilgerte erst im Mondschein nach der Stadt zurück.

Der frühe und kühle Morgen brachte mich wieder zur Vernunft. Durch einen „Marinaio“ ließ ich mich zu dem Dampfer rudern, der um die gleiche Abendstunde heute nach Neapel lichten sollte, und trug dessen Kapitän die Bitte vor, auch für seine Fahrt mein Billett als gültig anzunehmen. Er versprach es mit vollendeter Gentilezza. Sodann, von den edeln Formen des Monte Pellegrino angezogen, ging ich auf ihn zu und bestieg ihn. In glutender Mittagssonne beherrschte ich noch einmal ein homerisches Reich.

Nächtlicher Sturm schleuderte die Wogen über Deck, als ich dem Festland zusteuerte. Wollte er mir ins Gewissen reden, weil ich noch einmal dem Zauber südlicher Schönheit gehorcht, weil ich, wenn auch nur auf Stunden, gesäumt hatte in Erfüllung einer so lebhaft erkannten Pflicht?

Hungrig und durstig, ohne Kühlung, ohne erquickenden Schlaf brachte ich in wohlfeiler, aber langsamer Eisenbahnfahrt die heißen Provinzen hinter mich, erreichte aufatmend Florenz. Hier befreite mich ein guter Bekannter rasch aus der Geldverlegenheit, indem er meine vor Antritt der Reise bei ihm zurückgelassene Guitarre erwarb.

Endlich, abermals nach langer, ermüdender Fahrt langte ich zu früher Morgenstunde in Zürich an und stellte mich ohne Verzug in der Kaserne. Mein Bataillon war tags zuvor eingerückt und abmarschiert. Mitreisende hatten mich be-

lehrt, daß eine unmittelbare Kriegsgefahr nicht bestünde. So mußte ich denn erfahren, die Truppe sei nur zu den gewohnten Übungen aufgeboden worden. Ich eilte ihr nach und meldete mich beim Hauptmann als ein aus dem Urlaub Heimgekehrter. Der Hauptmann aber wies mir nach, daß mein Urlaub nicht abgelaufen sei und ich wieder meiner Wege ziehen könne. Doch das war für mich eine demütigende Zumutung. Ich bestand darauf, den Dienst zu tun. Nur dadurch vermochte ich wieder das Gleichgewicht zu gewinnen. Mein Gemüt, abgekühlt und ernüchtert, bedurfte einer freudigen und freiwilligen Handlung.

Als ich beim Abendverlesen der Kompagnie in Reih und Glied auf den Ruf: „Abtreten!“ harrete, ging, einer anderen Kompagnie angehörend, mein bester Freund und Waffenkamerad lässig vorüber und erblickte mich.

„Warum bist du hier und nicht auf Sizilien?“ rief er aus, nachdem das Kommando mich freigegeben. „Komm und erzähle bei einem Glase Wein!“ Und als er erfuhr, aus welcher Ursache ich so ungestüm heimgekehrt, brach er in fröhliches Lachen aus.

„Das siehst dir Poeten gleich. Hättest ja bei einem Schweizerkonsul über den Stand der Dinge dich erkundigen und ruhig das weitere abwarten können. Doch nein! Als wenn die Gewehre schon losgegangen, stürzest du herbei, damit dem lie-

ben Vaterland nichts geschehe. Schön und gut, aber auch zu voreilig.“

Ich mußte über mich selber lachen.

„Magari! jetzt leisten wir gemeinsam Dienst auch in diesem Jahre, und das ist mir willkommen genug. Unsere Freundschaft lebe hoch!“

Märsche und Gefechte, köstliche Ruhestunden in Wald und Feld oder in schön getäfelten Bauernstuben, das schwellende Gefühl der Gesundheit, welchem jede Strapaze zur Lust wurde, ließen keinerlei Reue aufkommen über die jäh verkürzte Reise. Ich durfte sogar erkennen, daß meine rasche Heimkehr, der damit verbundene Wechsel des Klimas und das militärische Leben mich vor dem Ausbruch einer schweren Krankheit bewahrt hatten. Jener willenlose Zustand in Trapani war ein ernster Vorbote gewesen.

„La Svizzera prepara la guerra . . .“ oft wurde mir dies Wort mit heiterem Spott zugeworfen, und wir alle ahnten nicht im mindesten, daß der Ruf zu den Waffen einst urplötzlich an uns ergehen würde. Und auch meinem Freunde war es nicht vorausgesagt, daß er gleichfalls von einer italienischen Insel, aus begeistertem künstlerischem Schaffen sich losreißen und Pinsel mit Gewehr vertauschen sollte, daß wir während der Dauer von mehr als vier Jahren immer wieder einem Aufgebot Folge zu leisten hätten zum Schutze der vaterländischen Grenzen.

Gustav Gamper.

Wer erfand das Streichholz?

In Europa bediente man sich lange des Feuersteins, der in ständigen Verbesserungen zum „Lautholz“ wurde. Ein Stück Holz wurde mit Schwefel, Gummi und chlorsaurem Kali überzogen und in ein Gläschen mit konzentrierter Schwefelsäure getaucht. Dadurch entzündete sich das chlorsaure Kali. Handlich war dieses Instrument nicht und außerdem gefährlich, da Selbstentzündungen im unerwünschtesten Augenblick sehr leicht vorkamen. Trotzdem wurde diese Art von Feuerzeug um 1800 in Wien fabrikmäßig hergestellt, kam auch nach Berlin und erhielt hier den Namen „Stippfeuerzeug“. Erst 1832 tauchte die Nach-

richt auf, daß ein Herr Jones in England ein Streichholz habe patentieren lassen, dessen kleiner Knopf aus Schwefel und Knallquecksilber besteht. Um das Hölzchen zu entzünden, wird es durch ein zusammengefaltetes Schmirgelpapier gezogen. Die fabrikmäßige Ausnützung hat Jones viel Geld gebracht; selbst erfunden hat er das wichtige kleine Ding aber nicht, sondern die Erfindung stammt von dem Studenten der Chemie, Jakob Friedrich Kammerer, der 1831 wegen revolutionärer Betätigung auf dem Hohen Asperg gefangen gesetzt wurde und 1864 in einer Irrenanstalt in Ludwigsburg starb.

B. F.